

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 19.

Donnerstag, 23. Januar.

1930.

(1. Fortsetzung.)

Via.

(Nachdruck verboten.)

Von Walter von Rummel.

Deern spaltete die zweite Kokosnuß. Alle bekamen zu trinken. — Die Sonne begann wie ein feuriges Rad um ihn zu kreisen, schwarze Punkte stiegen aus der See auf und tanzten wie Tausende von Mücken vor seinen brennenden Augen. In tiefer Erschöpfung fiel er in einen Halbschlaf. Als er wieder erwachte, sah er einen langgestreckten, grauen Dunststreifen deutlich vor sich. War das ein Wetter, das sich zusammenbraute? Dann war ein rasches Ende gekommen, und fast mußte er solch gnädige Fügung preisen.

Aber nein — der Monsun blies kräftig aus Südwesten, die Dunstwolke stand ruhig im Nordosten und stieg nicht höher.

Er raffte sich auf und suchte vor Erregung zitternd nach dem Fernglas. In fieberhafter Eile brachte er es ans Auge.

Land — es war wirklich Land. Deutlich erkannte er eine bergige Küste. —

„He, Jürgen, Land, Land!“, jauchzte er. Aber Jürgen erfaßte nicht mehr den Sinn des Wortes. „Wasser, gib mir Wasser“, ächzte er heiser.

Wind und Strömung blieben günstig. Neben der einen großen Insel wuchsen noch andere kleinere empor. Bald fielen hohe Felsen steil ins Meer ab, bald senkte ein mit Palmen bewachsener Strand sich langsam zur See.

Ringsum dehnte sich ein weites, grünlich schimmern-des Korallenriff. Hoch warf die Brandungswoge den weißen Gischt empor.

Lange suchte Deern vergeblich nach einer Unterbrechung der silbernen Schaumlinie. Endlich glaubte er eine Einfahrt gefunden zu haben. Er hatte sich nicht getäuscht. Eine tiefe Fahrrinne führte in das Riff hinein. Er hielt auf die Nordspitze der großen, langgestreckten Insel zu.

Unterhalb eines bis an das Ufer laufenden, gelbgrün herüberschimmernden Waldes entdeckte er Menschen — badende Mädchen. Dunkelbraun waren sie alle, nur eine von ihnen schien hellerer Hautfarbe zu sein. Nun erblickten auch sie das Boot, stoben mit lustigem Geschrei auseinander, eilten dem Lande zu und verschwanden im Busche.

Das Wasser wurde leichter, da und dort ragte der Fels bis zur Oberfläche empor. Er zog das Segel ein und hielt Umschau nach einer Stelle, die eine Landung ermöglichte.

Aus einer dicht mit Mangroven bestandenen Bucht kam eine Kanoe hervor, ein dreieckiges, rostbraunes Segel entfaltete sich und rasch, wie ein großer Wasservogel, flog es ihnen entgegen.

Auf dem schmalen Fahrzeug hockten einige junge Mädchen. Sie waren fast unbekleidet. Nur um die Hüften trugen sie kurze, gelbgefärbte Grasröcke. An den Mast gelehnt, stand ein schlankes Mädchen in einem einfachen weißen Kleide europäischer Machart.

Deern erkannte in ihr die eine der Badenden, die ihm kurz vorher durch ihre hellere Farbe aufgefallen war. Sie schlen das Fahrzeug zu führen, und die anderen Mädchen vollzogen willig ihre Befehle.

Als das Kanoe in Rufweite gekommen, tönte ihre

Stimme klar und deutlich herüber: „English, German or French?“

„German — shipwrecked.“

„Laßt mich in Euer Boot. Ich bringe Euch ans Ufer.“

Bevor er von seinem Staunen über diese Begrüßung in deutscher Sprache sich erholt hatte, fiel auf dem Kanoe das Segel und von einer kurzen Ruderpaddel getrieben, legte es sich langsam an die Seite des Bootes.

Er sprang auf, um dem Mädchen beim Herübersteigen in das Boot behilflich zu sein und blickte in zwei tiefe schwarze Augen. Als er aber die Hand nach ihr streckte, wankte er und brach ohnmächtig zusammen.

Er erwachte in einem freundlichen Zimmer auf einem sauberen Bett. Vergnügt bellte ihm Rasselmann zu und aus dichten, buschigen Brauen blickten ihn forschend zwei klare, graue Augen an. Ein hochgewachsener, breitschulteriger Mann stand vor ihm und reichte ihm freundlich die Hand.

„Also doch noch, endlich!“, lachte er und strich seinen lang herabwallenden roten Bart, den schon einzelne graue Fäden durchzogen. „Sechsunddreißig Stunden haben Sie durchgeschlafen, Herr Wie soll ich Sie nennen?“

„Kapitän Klaus Deern. Wo bin ich?“

„Auf Lota bei Albrecht Vogt, dem „König der Südsee“, wenn Sie schon von ihm in Hongkong gehört haben. Meine Tochter Via hat Sie auf der Nordspitze der Insel Torobol aufgelesen und hierher gebracht. Ich habe versucht, Sie wieder vom Tod zum Leben zu erwecken.“

„Und mein Steuermann?“

„Der mit Ihnen gekommen? — dem ist schon ganz wohl. Trinken Sie, Kapitän.“ Er reichte ihm ein Glas Limonade und Deern leerte es durstig.

„Nun schlafen Sie weiter, oder stehen Sie auf, ganz wie es Ihnen beliebt. — Aufstehen wollen Sie schon? Wirklich? So rasch damit bei der Hand?“ Er deutete auf einen Schrank. „Hier finden Sie Kleider und Schuhe. In einiger Zeit sehe ich wieder nach und hole Sie ab. Nochmals willkommen auf Lota.“

Er schüttelte ihm wieder die Hand und verließ mit dröhnenden Schritten das Zimmer.

Wie etwas ganz Wunderbares erschien Deern seine Rettung. Gestern noch dem sicheren Tode verfallen — heute von sorgender Obhut umgeben.

Albrecht Vogt? . . . Er kannte den Namen nicht. Aber vom „King of the South Seas“, vom „König der Südsee“ hatte er gehört — unverbürgte, fabelhafte Geschichten von seiner Insel Lota und anderen ihm gehörigen Eilanden, seinem Reichtum, dem lustigen Leben, das er, wenn er nach Hongkong kam, mit Freunden und Damen der Halbwelt dort führte.

Deern blickte um sich. Sein Zimmer war einfach, aber behaglich eingerichtet. An den Wänden waren Waffen der Südseeinsulaner, wuchtige, hölzgeschnitzte Speere und schlanke Pfeile, einzelne Jagdtrophäen und

Schildkrötenhäuten angebracht. Überall war Ordnung und Sauberkeit. Doch die offenen Fenster, durch die ein leiser Seewind kühlend hereinstrich, hatten einigen, nicht hereingehörigen Gästen Einlaß gewährt. An die Decke klammerten sich zierliche grüne Eidechsen und oblagerten dort eifrig der Jagd auf Moskitos. Über den roten Kachelfußboden zerstreute eine Schar Ameisen mühsam eine große, tote Wespe hin.

Nach einer Weile versuchte Deern sich zu erheben. Mühsam genug kam es ihn an. Sein ganzer Körper schmerzte ihn. Fast überall war die Haut verbrannt, und die neue bildete sich erst.

Aber er überwand Müdigkeit und Schwäche. Bald stand er angezogen am Fenster.

Lichtgrünes Laub rankte sich am Hause hinan, rote Hibiskusblüten lachten daraus hervor. Unten breitete sich ein Garten voll tropischer Pracht. In den Zweigen der Kokospalmen schaukelten sich grüne Papageien, und in der Ferne zog ein fliegender Hund um die hohe Krone einer Betelpalme seine weiten, raschen Kreise. Tiefgründig und blau rauschte, kaum hundert Schritte vom Hause entfernt, die See.

Bogt trat wieder ein, faßte Deern unter dem Arm und zog ihn mit sich die Stiege hinab. Im Erdgeschoß öffnete er eine Tür und ließ seinen Gast in ein großes, lustiges Zimmer treten. Zwei junge Männer saßen an einem weißgebedeckten Tisch.

„Meine Söhne, Karl und Wilhelm“, stellte Bogt vor und nötigte ihn zum Sitzen. Dann klatschte er ungeduldig und laut ein paarmal in die Hände. In der Tür tauchte ein Chinese mit vollem, gutmütigem Gesicht auf und brachte eine Platte mit Fischen und großen Langusten.

„Vorwärts, Tschin-Tschin“, feuerte ihn Bogt an.

„By and by, Sir. Can do not so quicky.“

Vorwurfsvoll schüttelte der chinesische Koch den Kopf, daß der lange Zopf hin und her zu pendeln begann. Rasch stellte er die Platte auf den Tisch und entfernte sich wieder mit eiligen Schrittschritten.

Deern mußte von seiner Schreckensfahrt eingehend berichten. Während er erzählte, trat ein junges Mädchen mit einem Korb voll Ananas, Papayas und Bananen ein. Deern erkannte sie sofort wieder. Es war Lia, Bogts Tochter, die ihm bei der Landung Hilfe geleistet hatte.

Freundlich lächelnd schritt sie auf ihn zu und reichte ihm die Hand. Mit einer seltsam weichen Aussprache des Deutschen begrüßte sie ihn herzlich und nahm zwischen ihren Brüdern Platz. Sie war größer und schlanker als diese, auch von schmalere Gesichtsschnitt. Der matte Elfenbeinton ihrer Hautfarbe erschien durch das tiefe Schwarz ihres schweren Haars noch blässer als er war. Und während ihre Brüder sich ziemlich schweigsam verhielten, schien sie die lebhafteste Art ihres Vaters geerbt zu haben.

Aber wo war die Mutter der Kinder? . . .

Als Tochter und Söhne nach dem Frühstück das Zimmer verlassen hatten, gab ihm sein Wirt aus eigenem Antrieb die Erklärung.

„Die Mutter starb schon vor vielen Jahren.“ Er trommelte nachdenklich mit den Fingern auf dem Tisch. „Ist eine eigenartige Sache um diese Mischehen. Man sollte wenigstens keine Kinder in die Welt setzen. Das ist nicht Fisch und nicht Fleisch. Aber was wollen Sie? Wenn im Umkreis von tausend Meilen kein weißes Weib zu finden ist, nimmt man sich eben ein braunes, noch dazu, wenn es so schön ist wie Neura, die Mutter der Kinder, gewesen. Sie war eine Häuptlingstochter vom Süden Torobols.“

Er schwieg und blickte vor sich hin.

Deern benutzte die Gesprächspause und bat, ihn nun zu Jürgen zu führen.

„Zu Ihrem Steuermann?“ Bogt stutzte. „Der schläft, wird lange noch schlafen.“

Deern starrte ihn erschreckt an. „Sagen Sie es gleich offen, Bogt, Jürgen ist tot!“

„Ja, Kapitän, noch in derselben Nacht gestorben,

als sie ankamen, ohne das Bewußtsein wieder zu erlangen. Die Brandwunden waren schwer. Den Rest haben ihm wohl Fieber und Durst gegeben — Seemannslos. Gestern haben wir ihn begraben. — Kommen Sie! Sie sollen ihm die letzte Ehre geben.“

Er erhob sich, zog Deern, der düster vor sich hinstarrte, auf, öffnete eine ins Freie führende Tür und trat mit ihm hinaus.

Sie schritten durch die Hofräume, vorbei an Speichern und Schuppen, an Eingeborenen, die Kokosnüsse spalteten und die zerteilten Kerne zum Trocknen aufschichteten, und schlugen einen Weg ein, der ins Innere der Insel führte.

Hochstämmiger Palmenwald nahm sie auf. Steil stieg der Pfad bald bergan und schlängelte sich am Rande des Hügels zwischen grauen Pandanusbäumen und halbverdorrttem Savannengras dahin. In Lachen des Sonnengold getaucht, lagen das blaue Meer und die schöne, grüne Inselwelt tief zu ihren Füßen.

Auf der obersten Kuppe fanden sie ein frisch aufgeworfenes Grab. Eine hohe, einsame Palme beschattete es. Ergriffen standen die beiden Männer da. Nach einer Weile blickte sich Deern und warf eine Hand voll feuchter, schwarzer Erde auf das Grab.

„Schlaf gut, mein treuer Kamerad.“

Schweigend traten sie den Heimweg an, und das Leben ging für sie seinen Gang fort.

Oben auf dem Hügel, von dem die rauschende Palme so weit über Land und See hinwegblickte, schlief Jürgen, der Steuermann, seinen langen Ewigkeitsschlaf still und ungestört weiter.

(Fortsetzung folgt.)

Die Schlange.

Von Waldemar Bonsels.

Waldemar Bonsels, der Dichter der „Biene Maja“ und der „Indienfahrt“, liegt am Montag, 27. Jan., im kleinen Saal des Kurhauses aus seinen Werken. Mit Genehmigung der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart veröffentlichten wir aus seinem bereits im 40. Tausend vorliegenden Buch „Mario und die Tiere“ die folgende Textprobe:

Mario begegnete der ersten Kreuzotter auf einem sandigen Sonnenfleck im Buschwerk; er hatte sie fast getreten und erstarrte dicht vor ihr, denn seine Füße waren unbefleckt, stand unbeweglich und wagte im ersten Schreck nicht zurückzupringen. Er erkannte sie sofort. Dommelsei hatte sie ihm gezeigt, als sie im Frühling beim Wurzelgraben der ersten begegnet waren und sie erschlagen hatten, auch von früher her, oh, die Kreuzotter kannte er.

Das Tier hob nur langsam den Kopf ein wenig, mitten aus dem bunten Teller heraus, den der Körper am Boden bildete, und warnte ihn durch Zischen. Der gedämpfte Laut ging ihm durchs Blut, als flösse schon das schreckliche Gift in seinen Adern. Die Schlange ließ es bei dieser Warnung bewenden; sie dachte nicht an Flucht; es war deutlich, sie mußte, daß ihre Stimme genügte, alles Lebendige zu schrecken und zu verschrecken. Es schien, als gäbe es keine Feinde der Schlange in dieser Welt, die ihr gefährlich zu werden vermöchten. „Geh weiter“, hieß dieser Laut, „ich, die Schlange, habe es gesagt.“ Mario trat jetzt langsam einen Schritt zurück; er vermied jede aufschreckende Bewegung, er gehorchte eingeschüchtert, zugleich aber entflammt von Begierde, der Mächtigen nah zu bleiben und seine Kräfte gegen die ihren zu erproben.

Es wäre ihm ein leichtes gewesen, sie mit einem kräftigen und geschmeidigen Stoß mit einem einzigen Schlage zu töten, doch trieb es ihn nicht zu solcher Tat, denn er kannte die bedrängende Ohnmacht und den leeren, schalen Schmerz, der ihn mehr und mehr vor einem getöteten Tier befiel. Die Getöteten beschämten ihn: nein, er wollte viel mehr von der Gefährlichen als ihre Vernichtung.

Er entwich lautlos und schnitt sich in der Nähe eine Route zu seinem Schutz, an deren oberen Ende er zwei Zweige, wie eine Gabel stehen ließ, fingerdick, nicht starr, sondern biegsam. Mit einem harten, trodenen Stoß verfehlte man das Tier leicht oder man mußte sich beim Zuschlagen bücken, was nicht klug war. Auch mußte er, wie leicht eine Schlange tödlich zu verlegen ist; es bedurfte keines Kraftaufwandes, ihr zartes Rückgrat mit den fadenbünnen Rippen zu zerbrechen.

Langsam näherte er sich aufs neue. Die Schlange hob den Kopf, als er vor ihr stand und warnte ihn ein zweites Mal, diesmal weniger gelassen, unnachsichtiger, deutlich ein wenig erärrt, ja, fast erstaunt, daß ihre Hebeitszeichen mißachtet wurden. Jedoch sie dachte nicht daran, den Platz zu räumen, Gefahr schien in ihrer Vorstellung nur dem anderen zu drohen.

Mario, die Weidenrute vor sich an den Körper gelegt und in der Höhe seines Knies, im hängenden Arm, fest in der Hand, rückte näher, still wie ein Schatten. Das Tier wandte den Kopf gegen ihn, ein wenig erhoben, es zischte kein drittes Mal, nur die hellen Augen, merkwürdig weit vorn am Kopf über dem breiten Maul, funkelten lebhaft, aber nicht böse. Das sonderbare hellbunte Ornament auf dem Kopf, das in die Zickzacklinie des Rückens überging, verwirrte und machte unsicher wie eine geheimnisvolle Formel; Mario sammelte Kraft und Ruhe.

Er begann leise zu sprechen, inbrünstig bemüht, in Wort und Klang die gute Absicht seines Nahens kundzutun. Seine Worte hatten keinen Sinn, noch wurden sie verständlich, sondern es war ein Murmeln und Raunen in weichen Klängen, fast wie Gesang, innig und beschwörend. Er wagte nun, schaute die unbewehrte Hand zu heben, ganz langsam, die offene Fläche gegen das Tier gerichtet. Er neigte den Kopf zur Seite, beschwichtigend hob und senkte sich die Hand, langsam, ganz langsam. So störte er nicht Wind noch Sonne, bewegte kein Blatt, keinen Hauch, vertrieb nicht die Ruhe, o nein, er kannte sie, er strömte sie auf neue Art aus, trug sein Wesen hinüber, wollte das Böse nicht. Er wollte es wirklich nicht. Eine Täuschung oder List hätte er jetzt gefürchtet.

Die Schlange züngelte. Wie ein kleiner, schwarzer Wurm brach es aus dem Frohmaul, leiste sich in zwei dunkle Flämmchen in der Spitze, feiner tastete, schmeckte, erfuhr, ahnte und empfand nie ein Wesen. Der in der eigenen Brust gehemmte und gestaute Atem bedrängte Mario allmählich, je näher er der Schlange kam; er fühlte, daß er nicht ruhig genug war, jetzt mehr zu wagen. Lautlos und langsam, wie ein wandernder Schatten, zog er sich zurück, immer die Schlange im Auge. Er wußte nicht, daß diese Begegnung, Berührung und Annäherung beinahe eine Stunde gewährt hatte. Er atmete tief und laut, kaum, daß er recht wußte, was er getan hatte, noch wie ihm geschehen war.

Aus einer Entfernung von drei Körperlängen sah er nun, daß die Kreuzotter sich langsam löste, sie entwich still, als flösse sie ab, um den Mooshügel eines Baumstumpfes und verschwand hinter einer Wurzel.

Am nächsten Tag um die gleiche Zeit war der Fleck leer. Mario machte sich davon, ohne umherzustöbern oder die Gegend abzuschauen. Erst am vierten Tag, als wieder voll die Sonne schien, fand er die Schlange zur selben Zeit am gleichen Ort, und es trieb ihn, sein Werk zu erneuern, es drängte ihn, als wollte es auch die Schlange.

Das Tier ließ ihn ruhig nahen, diesmal ohne zu zischen; es war, als erkennte sie ihn, nur die schwarze Zunge kam ihm mit ihren zwei spitzen Flämmchen forschend entgegen. Die Wachsamkeit in den Augen schredte, sie funkelten tückisch, aber nur, wenn man sie mit Furcht betrachtete; sah man sie arglos an, so war keine Wildheit oder Bosheit darin, sondern nur Leben und Glanz.

Mario kam dem Tier diesmal so nahe, daß nichts ihn vor einem Biß hätte schützen können; er hatte, er wußte kaum weshalb, den Stod nicht wieder an sich genommen; ihm war, als ob seine eigene Waffe ihn selbst beunruhigte. Die Schlange flüchtete nicht, die klugen Augen folgten aufmerksam den Bewegungen der Hände, des Kopfes, der Knie, die langsam dicht neben ihr ins Moos sanken.

In diesem Augenblick der Schutzlosigkeit und Preisgegebenheit überkam Mario ein furchtbarer Schwindel von Schwäche und Grauen; fast hätte seine Kraft versagt und er wäre verloren gewesen. Ihm wurde ganz plötzlich deutlich, was er tat und wie viel er wagte. Zählings sah er, wie mit wechselndem Blick, sich selbst in seiner Lage vor der Giftigen, es wurde ihm klar, was er getan hatte oder hatte tun müssen. Er erblickte bis an die Lippen und zitterte. Mit Aufbietung aller seiner Kräfte beherrschte er den furchtbaren Gang zurückzuspringen und verharrte, jedoch es schmerzte. Das war keine Rettung, denn das Tier wäre in seinem Schreck vor einer jähen Bewegung schneller zugefahren als er hätte entweichen können.

Aber mit dem gebrochenen Bann, den sein Entsetzen, mit dem Nachlassen von Dingabe und Willen, zerstört hatte, wurde die Kreuzotter unruhig. Sie hob den Kopf und zischte Mario böse an; dem Knaben erstarrte das Blut bis ans Herz, aber er verharrte reglos. Jetzt zog sich die Schlange langsam und ohne Zeichen vor Furcht zurück, aber auch ohne Unterbrechung; sie verschwand an der alten Senkung hinter den Moosbänken. Kaum hörbar schlürfte es im Laub.

Mario taumelte empor. Er warf sich unter einen Busch ins Gras und schlief sofort ein.

Das Liebespaar.

Von Hans Christian Andersen.

Der Kreisel und der Ball lagen zusammen im Kasten zwischen dem anderen Spielzeug, und eines Tages sagte der Kreisel zum Ball: „Wollen wir uns nicht verloben, da wir doch schon einmal zusammenliegen?“ Aber der Ball, der aus Saffian genäht war und sich ebenso viel einbildete wie ein Fräulein, wollte auf so etwas nicht antworten.

Am nächsten Tag kam der kleine Junge, dem das Spielzeug gehörte; er malte den Kreisel mit Rot und mit Gelb an und schlug einen Messingnagel mitten hinein; das sah gar prächtig aus, als der Kreisel herumschnurrte.

„Sehen Sie mich an“, sagte er zu dem Ball, „was sagen Sie nun? Sollten wir uns nicht doch verloben? Wir passen zusammen: Sie springen und ich tanze — ein glücklicheres Paar als uns beide könnte es nicht geben!“

„Ja, das glauben Sie!“ sagte der Ball. „Sie wissen wahrscheinlich nicht, daß mein Vater und meine Mutter Saffianpantoffeln gewesen sind, und ich selbst, ich habe einen Pfropfen im Leibe!“

„Und ich bin aus Mahagoniholz!“ sagte der Kreisel, „und der Stadtvoigt hat mich selbst gedreht; er hat seine eigene Drechselbank, und es war ihm ein wirkliches Vergnügen.“

„Kann ich mich auch darauf verlassen?“ fragte der Ball. „Möge ich niemals mehr die Peitsche schmecken, wenn ich läge!“ schwur der Kreisel.

„Sie vertreten Ihre Sache recht gut“, sagte der Ball; „aber ich kann mich doch nicht entschließen. Ich bin so gut wie halb verlobt mit einer Schwalbe. Jedesmal, wenn ich in die Luft fliege, steckt sie den Kopf aus dem Nest und sagt: „Wollen Sie? Wollen Sie?“ — Innerlich habe ich schon ja gesagt, das ist so gut wie halb verlobt. Aber ich will Sie nie vergessen; das verspreche ich Ihnen!“

„Damit ist mir ja großartig geholfen!“ sagte der Kreisel, und dann redeten sie nicht mehr miteinander.

Am nächsten Tage wurde der Ball herausgeholt. Der Kreisel sah, wie er hoch in die Luft emporflog, ganz wie ein Vogel, so daß man ihn zuletzt gar nicht mehr sehen konnte. Das neunte Mal blieb der Ball fort und kam nicht mehr wieder, und der Knabe suchte und suchte; aber weg war er.

„Ich weiß schon, wo er ist“, keufte der Kreisel; „der sitzt im Schwalbennest und hat sich mit der Schwalbe verheiratet!“

Je länger der Kreisel daran dachte, desto wilder verliebte er sich in den Ball. Und weil er ihn nicht haben konnte, schwoll seine Leidenschaft immer heftiger; es war so apart, daß die Liebste einen anderen genommen hatte. Und der Kreisel tanzte und schnurrte, doch immer dachte er an den Ball, der in seiner Phantasie schöner und immer schöner wurde. So verging Jahr und Tag — da war es eine alte Liebe.

Der Kreisel war nicht mehr der jüngste . . . ! Aber da wurde er eines Tages über und über vergoldet; nie hatte man ihn so schön gefunden. Er war nun ein Goldkreisel und sprang, daß es nur so schnurrte. Ja, das war etwas nach seinem Herzen. Aber dann machte er unversehens zu große Sprünge — und weg war auch er.

Er war in die Kühltanne gesprungen, wo alles mögliche lag, Koffstrünke, Kehricht und der Schmutz, der aus der Dachrinne gefallen war.

„Da habe ich mich ja nett gebettet! Die Vergoldung wird wohl bald herunter sein. Und unter was für ein Gefindel ich hier geraten bin!“ Er schielte nach einem langen Koffstrunk hinüber, der ganz abgerupft war, und dann nach einem fragwürdigen runden Ding, das wie ein alter Apfel aussah. Aber es war kein Apfel, es war ein alter Ball, der viele Jahre lang oben in der Dachrinne gelegen hatte und vom Wasser ganz aufgeschwemmt war.

„Gott sei Dank! Endlich jemand meinesgleichen, mit dem man sprechen kann!“ sagte der Ball und guckte zu dem vergoldeten Kreisel hinüber. „Ich bin eigentlich aus Saffian und von Jungfernhänden genäht, und ich habe einen Pfropfen im Leibe; aber das sieht mir keiner mehr an. Ich stand eben vor der Hochzeit mit einer Schwalbe; aber ich fiel, fiel in die Dachrinne. Und dort habe ich fünf Jahre gelegen und bin ganz weich geworden. Glauben Sie mir, das will etwas heißen für ein junges Mädchen!“

Aber der Kreisel sagte kein Wort. Er dachte an seine alte Liebe, und je mehr er vernahm, je deutlicher fühlte er, daß sie es war.

Da kam das Dienstmädchen und wollte die Tonne ausschütten. „Sei! da ist der Goldkreisel!“ sagte es.

Und der Kreisel kam wieder in die Stube und zu Ehre und Ansehen. Von dem Balle aber hat man nichts mehr gehört, und auch der Kreisel sprach nicht mehr von seiner alten Liebe. Die vergeht, wenn die Liebste aufgeschwemmt ist, ja, man kennt sie nicht mehr, wenn man ihr im Kehricht begegnet.

(Aus dem Dänischen von L. Tronier-Fund.)



Schädlingsbekämpfung.

Winterkrankheiten der Stalltiere.

Unter kalten und nassen Wintern haben die Stalltiere mannigfaltig zu leiden. Der Heilungsprozeß von Wunden und Geschwüren wird durch den Winter bedeutend verzögert, in manchen Fällen gänzlich unmöglich gemacht. Stoffwechselkrankheiten werden ebenfalls ungünstig beeinflusst. Vor allem aber sind es Erkältungskrankheiten, die dem Landwirt viel zu schaffen machen. Diese entstehen hauptsächlich, wenn die Tiere aus den warmen Ställen ins Freie kommen. Namentlich Pferde, die durch Decken eine empfindliche Haut haben, oder längere Zeit im Stall standen, werden davon befallen. Bekannt und gefürchtet ist ja der Rückenmark-Schlagfluß, der schon $\frac{1}{2}$ Stunde nach Verlassen des Stalles den Tod zur Folge haben kann. Auch bei säugenden Schafen kann durch den plötzlichen Temperaturwechsel beim Verlassen des Stalles Schaden entstehen. Bei ihnen erkaltet leicht das Futter, die Wolle kühlt sich stark ab, und die Lämmer erkranken dann an Durchfall, oder ziehen sich Magenkrankheiten zu. Viele Krankheiten werden auch im Winter unter dem Stallvieh durch unreine, schlecht gelüftete und feuchte Ställe verursacht. Die schlechte Luft hebt die Atmung und damit den Stoffwechsel herab. Die Blutbildung wird stark herabgemindert, und es entsteht oftmals Muskelschwäche. Auf diese Art verweichte Tiere erliegen dann leicht etwa sonstigen sie anfallenden Krankheiten, die sie in vielen Fällen schon vom Herbst her in sich tragen. Daß all die genannten Gebrechen durch eine saubere oder nicht einwandfreie Fütterung noch vermehrt bzw. verhütet werden können, ist ja selbstverständlich.

Zur Winterbekämpfung der Blutlaus.

Herbst und Winter sind zur Bekämpfung der Blutlaus die geeignetsten Jahreszeiten. Um die jetzt zweckdienlichen Bekämpfungsmassnahmen zu verstehen, ist es notwendig, sich ein klares Bild darüber zu verschaffen, wie die Winterformen der Blutläuse die kalte Jahreszeit überleben.

Jedes Weibchen legt im Herbst in eine Wundstelle des Stammes oder der starken Äste oder an den Wurzelhals ein einziges Ei. Die aus den Eiern hervorgehenden Larven überwintern. Es sei aber auch erwähnt, daß in milden Wintern Individuen der Sommergeneration auf den oberen Teilen des Baumes ausbauern. Die Bekämpfung muß also darauf abzielen, die Larven und etwaige Läuse in ihren Verstecken zu treffen und zu vernichten. Dies geschieht auf folgende Weise. Die Borstschuppen an Stamm und Ästen werden abgetraht, dabei Moose und Flechten entfernt. Die Wunden werden ausgekratzt und mit einer aus gleichen Teilen Trifotin und Wasser bestehenden Lösung intensiv bepinselt. Der Wurzelhals wird an einem frostfreien Tage freigelegt und am einfachsten mit einer eben solchen Lösung behandelt. Darauf wird die Erde wieder beigezogen. Eine Borsprikung der oberen Teile des Baumes, bei der die Spritze stets unter hohem Druck zu halten ist, ist nur in milden Wintern nötig. Dabei findet eine 2-5proz. Trifotinslösung Anwendung. Der mit dem Spezialmittel „Trifotin“ zu erzielende Erfolg wird von staatlichen Versuchsanstalten bestätigt. Diplomlandwirt C. r o m m.

Blumenzucht.

Behandlung der Winterblüher nach ihrer Blüte.

Die Blütenbildung erfordert von den Zimmerpflanzen höchste Kraftanstrengung. Tiefgehende Ermattung und gänzliches Aufhören des Wachstums nach der Blütezeit ist die natürliche Folge. Die Blüten welken, die Blätter vergilben und sterben ab. Es tritt notgedrungen eine Ruhepause für die Pflanzen ein, in der sie nicht gestört werden dürfen. Wird nämlich das Wachstum von neuem angelacht, so gefährdet dieses vorzeitige Wiederaufleben den meisten Winterblüher zum Untergang. Darum muß mit der seitherigen Behandlung gebrochen werden. Vor allem ist das Gießen nach dem Abblühen allmählich einzuschränken und schließlich gänzlich einzustellen, selbst auf die Gefahr hin, daß der Ballen vollständig austrocknet. In dieser Weise werden die im Töpfen stehenden Hyazinthen, Tulpen, Narzissen usw. behandelt. Ist der oberirdische Teil dieser Zwiebelgewächse vollständig abgestorben, werden die Zwiebeln aus der Erde

genommen, gereinigt und bis zum Herbst trocken und luftig aufbewahrt. Im September pflanzt man sie von neuem in gute sandige Gartenerde. Auch die Alpenveilchen läßt man langsam „einziehen“, bis sie gegen das Frühjahr hin vollständig entblättert sind. Dann stellt man die blattlosen Knollen, die ohne weiteres im Topf bleiben, am besten in ein schattiges Gebüsch im Garten und gießt sie ab und zu einmal. Im September erst fangen die Knollen an, von neuem auszutreiben. Dann ist es Zeit, sie wieder ins Zimmer zu bringen, wo man sie an ein Fenster mit Morgensonne stellt und regelmäßig gießt. Vorher sind sie jedoch in ein Gemisch von Mistbeet- und Lauberde, dem etwas Sand zugefügt wird, einzupflanzen.

Das Riemenblatt (Clivia).

Eine anspruchslose, aber dankbare Zimmerpflanze.

Es ist ein wahrer Trost für Pflanzenliebhaber, daß es auch Topfgewächse gibt, die in Räumen mit weniger günstigen Verhältnissen für sie noch recht gut gedeihen. Zu solchen anspruchslosen Pflanzen gehören u. a. die unverwundliche Schildblume (Plectoanne), die Drazäne, von den Palmen die Phönix- und Kentiaarten, sowie die Zwergpalmen. Auch die prächtige Clivia mit ihren überaus bescheidenen Ansprüchen an Pflege ist eine dankbare Zimmerpflanze, die noch lange nicht so gewürdigt wird, als sie es verdient. Die Clivia entfaltet bei ihrer großen Wüchsigkeit 4-5 schmale, riemenförmige Blätter von dunkelgrüner Farbe unmittelbar aus dem Wurzelstock. Dabei entwickelt sie auch noch eine Anzahl Ausläufer, so daß sie sich bald zu einem dichten Busch von vornehmer Schönheit und großer Ausdehnung auswächst. Diese Ausläufer können etwa vom zweiten Jahre ab, wenn sie 5-6 Blätter haben, von der Mutterpflanze getrennt und in besondere Töpfe gepflanzt werden. Dabei dürfen die dicken fleischigen Wurzeln nicht verletzt werden. Sie verlangen wie die alten Pflanzen eine kräftige, etwas schwere Erde, die aus je einem Teil Dammerde, Kompost- und Lauberde bestehen soll. Die jungen Pflanzen werden alljährlich, die alten Pflanzen alle zwei bis drei Jahre umgepflanzt. In der Wachstumszeit gebrauchen die Clivien recht viel Wasser. Das Gießen muß jedoch mit Beginn der Ruhezeit, also wenn das Treiben neuer Blätter aufhört, stark eingeschränkt werden, weil sonst die Wurzeln leicht faulen. Ältere Pflanzen entfallen im Winter und dann meist noch einmal im Hochsommer ihre herrlichen Blüten, die oft in großer Zahl an einem langen Schaft stehen. Da sie sich oft nach und nach öffnen, so dehnt sich ihre Blütezeit auf Wochen aus. Um einen schönen Flor zu erzielen, ist es notwendig, die Pflanzen in einem kühlen Zimmer zu halten. Erst wenn sich der Blütenstiel am Grunde der Pflanze zeigt, bringt man sie an das helle Fenster eines warmen Zimmers, wo sie bald ihre schönen Blüten dolden von gelber oder rötlicher Farbe entfaltet. Während des Sommers stellt man sie an eine schattige Stelle des Gartens oder Hauses auf, da in der vollen Sonne ihre Blätter leicht verbrennen. B. C.

Empfehlenswerte Ratsschläge.

Bei dem Winterfrost kommt es nicht selten vor, daß die Blätter in der Nacht besonders Ausgans des Winters und um die Mittagszeit austauen. Die Folge davon ist, daß sie vergelben und absterben. Eine andere Gefahr für den Salat ist das Auswintern der Pflanzen. Rasser Boden wird durch den nächtlichen Frost in die Höhe gehoben und dadurch die Wurzeln des Salats freigelegt, die dann in der folgenden Nacht erfrieren müssen. Um die Salatpflanzen vor diesen verderblichen Frostwirkungen zu schützen, sind die Beete mit Laub oder Fichtenreisern leicht zu bedecken.

Die ausgewachsenen Kohlraben vertragen recht gut einige Grad Kälte ohne jeglichen Schaden. Zuweilen sind sie noch verwendbar, wenn sie um Weihnachten aus dem Freien geholt werden. Deshalb braucht man sich nicht allzu sehr zu eilen, sie einzuwintern.

Schneelose Winter begünstigen das Erfrieren der im Freien überwinterten Stauden, Rosen und Erdbeeren, weil die nötige Schneedecke fehlt. Man sollte deshalb die bedrohten Pflanzen durch eine leichte Decke von trockenem Laub oder Fichtenreisern schützen, um die nachteilige Wirkung der Winterhitze abzuhalten. Nicht allein der Frost, sondern das wiederholte Auftauen am Tage und das Gefrieren in der Nacht veranlaßt die ersten Schädigungen.